

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31939-8

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).



Nicholas Gage

# Elenis Kinder

Scherz

Für Joan, Christos, Eleni und Marina

2. Auflage 1990

Titel der Originalausgabe: «A Place For Us».

Einzig berechnigte Übersetzung aus  
dem Amerikanischen von Gerda Bean.  
Copyright © 1989 by Nicholas Gage.

Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag, Bern, München, Wien.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,  
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und  
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Schutzumschlag von Graupner & Partner.

# Inhalt

- 1 Aufbruch nach Amerika 7
- 2 Der erste Frühlingstag 27
- 3 Auf fremdem Boden 51
- 4 Die verlorene Tochter 73
- 5 Zwischen zwei Welten 89
- 6 Schmerzliche Erinnerung 103
- 7 Generationskonflikte 120
- 8 Kalter Krieg 151
- 9 Versöhnung 180
- 10 Der Kreis wird größer 202
- 11 Zukunftspläne 219
- 12 Die Großfamilie 232
- 13 Höhere Bildung 261
- 14 Heimkehr 287
- 15 Streifzug durch die Vergangenheit 312
- 16 Brautschau 330
- 17 Das Ende der Reise 359



## I Aufbruch nach Amerika

Die Schwarzweißaufnahme zeigt wie viele, die Ende der vierziger Jahre gemacht wurden, eine Gruppe von Flüchtlingen, die ihre verwüstete Heimat für einen Neubeginn in Amerika verlassen. Es sind vier Reisende: zwei fast erwachsene junge Frauen in bauerlicher Kleidung und zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, etwa acht Jahre alt. Hinter ihnen stehen zwei Männer in modischen Stadtanzügen – Verwandte, mit der Aufgabe betraut, die Waisen sicher zum Schiff zu begleiten, das sie in ihre neue Heimat bringen wird. Im Hintergrund ragt ein riesiges Schiff der Marine auf, und darum herum errät man das Getriebe des Hafens von Piräus.

Aber die vier Auswanderer stehen still und feierlich inmitten der verschwommenen Geschäftigkeit und schauen ernst in die Box des Straßenfotografen, der bezahlt worden ist, um die letzten Augenblicke auf griechischem Boden festzuhalten. Die älteren Mädchen, mit langen Zöpfen auf dem Rücken, sind von den groben Dorfschuhen und Strümpfen bis zu ihren dicken Wollröcken und Jacken ganz in Schwarz gekleidet. Sie tragen Trauer, denn ihre Mutter starb, damit sie diese Reise antreten konnten.

Sie hieß Eleni Gatzoyiannis. Acht Monate davor, im Juni 1948, sorgte sie für die Flucht ihrer Familie aus ihrem Bergdorf, da die kommunistischen Partisanen, die es besetzt hatten, Kinder zusammentrieben, um sie in Schulungslager hinter den Eisernen Vorhang zu schicken. In letzter Minute war Eleni gezwungen gewesen, zurückzubleiben, und sie hatte ihren Kindern befohlen, ohne sie zu



fliehen. In einem Flüchtlingslager erfuhren sie später, daß sie eingesperrt, gefoltert und schließlich als Vergeltung für ihre Flucht von den Partisanen hingerichtet worden war. In Kesseln mit kochendem Wasser über dem Feuer färbten sie ihre Kleidung schwarz und bereiteten sich für die Reise nach Amerika vor, denn ihre Mutter hatte ihnen gesagt: Was immer mit ihr geschähe – dorthin müßten sie gehen.

Das kleine Mädchen auf dem Foto hält stolz eine winzige Plastikhandtasche in der Hand und trägt neue Kleider, die aus einem Athener Kaufhaus stammen. Der kleine Junge floh barfuß aus dem Dorf, aber für die Reise nach Amerika bekam er derbe Schuhe, die im Flüchtlingslager angefertigt worden waren. Einer seiner Schuhe ist offen, es fällt aber niemandem auf, und keiner schnürt ihn zu. Er trägt einen schlecht sitzenden Anzug aus grauer Wolle mit kurzen Hosen und einer dicken Jacke mit ausgebeulten Taschen. Sein neuer Haarschnitt ist so kurz, daß an den Seiten die Kopfhaut durchschimmert. Er blickt argwöhnisch in die Kamera, als ob er dem Fotografen nicht traut.

Was der Junge tatsächlich beobachtete, sind zwei Pappkoffer, die gleich hinter dem Fotografen stehen, denn sie enthalten den ganzen Besitz seiner Familie, auch den Hochzeitsschal seiner Mutter und die einzigen Fotografien, die sie von ihr haben. Fast so wichtig ist ihm die Schultasche aus Segeltuch, die mit Heften aus seinem Unterricht im Flüchtlingslager gefüllt ist. Er hofft, daß diese seine amerikanischen Lehrer beeindrucken werden.

Ich weiß, was der Junge beobachtete und dachte und welche Schätze seine Taschen füllten, denn ich war dieses neunjährige Kind, das am 3. März 1949 die Seereise nach Amerika antrat. Meine drei Schwestern und ich hatten Schiffskarten für die *Marine Carp*, einen umgebauten amerikanischen Truppentransporter, der nach dem Zweiten Weltkrieg in den Dienst als Passagierschiff gepreßt worden war. Ich reiste mit meiner ältesten Schwester Olga, zwanzig, meiner zweiten Schwester Kanta, sechzehn, und meiner vierten Schwester Fotini, zehn. Unsere fünfzehnjährige Schwester Glykeria war hinter dem Eisernen Vorhang vermißt, vielleicht sogar tot. Mit unserer Mutter hatten wir sie zurücklassen müssen. Nach *Manas* Hinrichtung war unsere Schwester mit den restlichen Dorfbewohnern von den zurückweichenden kommunistischen Partisanen mit vorgehaltener

Waffe nach Albanien getrieben worden, und wir hatten keine Ahnung, wo sie jetzt war.

Obwohl ich meine Mutter verloren hatte, den einzigen Elternteil, den ich je kennengelernt hatte, waren wir eigentlich keine Waisen, denn wir hatten einen Vater in Amerika. Deshalb hatten wir es geschafft, von den Wellblechhütten in Igumenitsa, wo ein aufgehängtes Leintuch uns von anderen Familien trennte, in den Hafen von Piräus zu gelangen. Jetzt würden wir in ein Land fahren, das uns stets so fern und sagenhaft wie Atlantis vorgekommen war.

*Mana* hatte uns immer Briefe von diesem Vater vorgelesen, der in Worcester, Massachusetts, Obst und Gemüse verkaufte und vom ganzen Dorf für einen amerikanischen Millionär gehalten wurde. Er war 1910 von Griechenland nach Amerika ausgewandert – ein Junge von siebzehn Jahren, mit zwanzig Dollar in der Tasche – und 1926 zurückgekehrt, um zu heiraten. Die amerikanische Staatsbürgerschaft und das Vermögen, das er angeblich besaß, erzeugten Neid unter den Dorfbewohnern, die meine Mutter *Amerikana* nannten, obwohl sie selbst nie weiter als achtzig Kilometer über ihren Geburtsort hinausgereist war.

In den ersten neun Jahren meines Lebens hatte es Zeiten gegeben, in denen ich insgeheim stolz auf den Reichtum und Status meines unbekanntem Vaters war, allmählich verübelte ich ihm aber seine Abwesenheit und die Verlegenheit, in die mich seine Nationalität brachte. Der Sohn eines amerikanischen «Kapitalisten» zu sein, machte mich häufig zum Sündenbock der Dorfjungen, die die Propaganda der kommunistischen Partisanen in sich aufgenommen hatten. Wenn Blockaden und Knappheiten des Zweiten Weltkriegs Hungersnot schafften und wir unter Unterernährung und Rachitis litten, den Boden nach Unkraut zum Essen absuchten und mit Hilfe der knappen Mehrlration, die mein Großvater, ein Müller, uns ungerne zuteilte, überlebten, dann machte ich meinem Vater stille Vorwürfe, daß er uns nicht zu sich nach Amerika holte.

In der kurzen Friedensperiode zwischen dem Zweiten Weltkrieg und dem Ausbruch des griechischen Bürgerkriegs Ende 1946 schrieb *Mana* an ihren Mann und bat ihn flehentlich, unsere Papiere einzureichen, damit wir sofort auswandern könnten, aber er zögerte, weil er sich über das Risiko Sorgen machte, heranwachsende Töchter an einen mondänen Ort wie Amerika zu verpflanzen. «Du hast keine

Ahnung, wie frei die Mädchen hier sind. Schon früh fangen sie an, mit Fremden herumzulaufen...», schrieb er. Er befahl meiner Mutter, für Olga, meine älteste Schwester, die Hochzeit mit einem Mann aus guter Familie zu arrangieren, dann würde er uns holen.

Aber es war zu spät. Im Herbst 1947 besetzten griechische kommunistische Partisanen die Dörfer im Norden Griechenlands, wo wir lebten. Alle Männer, darunter mein Großvater Kitso Haidis, flohen aus den Bergen, um der Zwangsrekrutierung zu entgehen, und ließen Frauen und Kinder zurück. *Mana* bat ihren Mann um Rat, und er riet ihr, zu bleiben und auf Haus und Grundstück aufzupassen. Sie hatte die Invasionen der Italiener und Deutschen überlebt, schrieb er, ganz sicher hätte sie von ihren griechischen Landsleuten viel weniger zu befürchten, die doch nur für ihre Rechte kämpften.

Meine Mutter war eine folgsame Bäuerin, die niemals mit einem Mann sprach, der nicht zur Familie gehörte, bis sie im Alter von achtzehn Jahren mit einem vierzehn Jahre älteren Amerikaner, der auf Besuch war, verlobt wurde. Ihre Erziehung verlangte, daß sie den Befehlen der Männer gehorchte. Als die Partisanen kamen, gab sie ihnen klaglos unser Essen und half beim Bau von Festungen und beim Verwundetentransport. Sie widersprach nicht, als sie unser Haus forderten, um es zum Hauptquartier und Gefängnis zu machen, sondern zog einfach mit uns in die Hütte ihrer Eltern. Obwohl die Partisanen und ihre Nachbarn sie zur Zielscheibe besonderer Kränkungen machten, weil sie die reiche *Amerikana* war, blieb sie folgsam und klagte nie.

Erst als die Partisanen die Übergabe ihrer Kinder verlangten, beschloß Eleni Gatzoyiannis, ihnen die Stirn zu bieten.

Im Frühjahr 1948 hielten die Partisanen in unserem Dorf eine Versammlung ab, zu der jeder kommen mußte, und verkündeten, daß alle Kinder zwischen drei und vierzehn Jahren in osteuropäische Lager gebracht werden würden, wo sie als Kommunisten erzogen und ausgebildet würden. Sie stellten einen Tisch voller Speisen vor die hungernden Dorfbewohner und sagten, alle Kinder, deren Eltern sie freiwillig herausgäben, bekämen sofort zu essen. Trotz der Schreie ihrer ausgehungerten Kinder weigerten sich die meisten Mütter.

Eines Tages, als ich mich im Bohnenfeld meiner Großmutter versteckt hielt, hörte ich, wie zwei Offiziere der Partisanen sagten, daß alle Kinder, freiwillig herausgegeben oder nicht, mit Gewalt fortge-

bracht würden. Als ich zu meiner Mutter rannte und es ihr erzählte, faßte sie zum ersten Mal im Leben den Entschluß, sich zu widersetzen, und begann die Flucht zu planen, die mit ihrer Einkerkering, Folter und Hinrichtung endete.

Als ich in Piräus am Kai stand, gab ich meinem Vater mit die Schuld an ihrem Tod. Hätte er doch nur schneller gehandelt, dann hätte er uns 1946, in der kurzen Friedenszeit, herausholen können, und wir wären ganz und lebten als Familie in Amerika. Jetzt waren wir auseinander gerissen. Die von Kugeln durchsiebte Leiche meiner Mutter war mit anderen Opfern in ein flaches Massengrab geworfen und Monate später von meinem Großvater gefunden worden, der ihre sterblichen Überreste auf dem Friedhof in der Nähe unseres zerstörten Hauses begrub. Glykeria war hinter dem Eisernen Vorhang für uns verloren. Meine übrigen Schwestern und ich waren dank dem Mut und der Liebe meiner Mutter noch zusammen, aber wir waren ohne einen Pfennig Geld und besaßen nichts weiter als so viel Kleidung, daß wir einmal wechseln konnten. Und nun sollten wir unsere Heimat verlassen und einen Ozean überqueren, um in ein fremdes Land zu gelangen, wo niemand unsere Sprache sprach, und um mit einem Vater zu leben, den ich nie gesehen hatte, an den ich aber immer mit einer Mischung aus Liebe, Sehnsucht und Zorn gedacht hatte.

Wenn er uns wirklich liebte, dachte ich, hätte er uns gleich am Anfang mit nach Amerika genommen, statt seine junge Frau in Griechenland zu lassen und alle paar Jahre besuchsweise zurückzukehren. Als er Ende 1938 zum letzten Mal Griechenland verließ – als die Wolken des Krieges sich über Europa zusammenzogen –, wußten weder Christos Gatzoyiannis noch seine Frau Eleni, daß sie den Sohn trug, um den sie beide gebetet hatten, während sie die Geburt von vier Töchtern gottergeben hinnahmen.

Jetzt stellte ich mir das Gesicht meines Vaters vor und versuchte, meine Wut auf den Mann, der uns nicht rechtzeitig gerettet hatte, zu unterdrücken. Wie jedes Kind, das nur noch einen Elternteil hat, hätte ich meinen Vater gern bewundert. Liebe für diesen unbekanntem Amerikaner und Haß auf ihn führten Krieg in meiner Brust, als wir die Barkasse beobachteten, mit der wir zur *Marine Carp* übersetzen würden. Ich hielt meine Schultasche, in der meine Hefte steckten, wie einen Talisman und hoffte, meinen Vater zu beeindruckern, wenn er sah, wie gut ich im Rechnen war.

Selbst als mein Vater erfuhr, daß seine Frau ermordet worden war und seine Kinder in einem Flüchtlingslager lebten, war er immer noch unschlüssig, ob er uns zu sich holen sollte. Er schrieb und fragte uns, was uns lieber wäre: Wollten wir im Dorf bei unseren Großeltern leben, nach Athen zu unseren Cousins ziehen oder zu ihm nach Amerika kommen? Unsere Antwort kam schnell und einstimmig, weil wir uns ganz genau an das erinnerten, was unsere Mutter uns zum Abschied gesagt hatte – damals, als die kommunistischen Partisanen sie mitnahmen, um Weizen zu dreschen. Sie hatte versprochen, zu versuchen, mit Glykeria zu fliehen und uns zu finden, aber Olga hatte sie ermahnt: «Wenn wir es nicht schaffen, mußt du deinem Vater telegrafieren und ihm sagen, er soll euch sobald wie möglich nach Amerika holen. Euer Großvater wird versuchen, euch zum Bleiben zu überreden. Meine Eltern wollen aber nur, daß jemand in Griechenland bleibt, damit sie im Alter versorgt sind. Aber, ob ich lebendig oder tot bin – ich werde nicht ruhen, bis ihr alle in Amerika und in Sicherheit seid.»

Dann kam der Augenblick, in dem sie sich von mir verabschiedete, von den Partisanen den Berg hinabgeführt wurde, noch einmal die Hand zum Abschied hob und in der Ferne verschwand. Zuletzt hatte sie noch zu mir und Kanta gesagt: «Denkt dran: Wer in Griechenland bleibt und nicht nach Amerika geht, ist von mir verflucht. Wenn ihr heute abend das Haus verlaßt, werft einen schwarzen Stein hinter euch, damit ihr nie zurückkommt.»

Die Abschiedsworte meiner Mutter noch lebhaft im Gedächtnis und die Drohung ihres ewigwährenden Fluches über uns, hätten wir den Bitten und düstern Prophezeiungen unseres Großvaters, dazubleiben, nie nachgegeben. «In Amerika ist der Rauch der Fabriken so dick, daß er den Himmel verdeckt. Ihr werdet die Sonne nie wieder auf euren Gesichtern spüren», warnte er. «Ihr werdet nie wieder Olivenöl, Fetakäse oder Lamm essen. Das Land ist voller Ausländer. Ihr werdet womöglich Italiener heiraten, oder Schlimmeres.»

Aber wir weigerten uns, auf ihn zu hören, als er uns vom Flüchtlingslager in Nordgriechenland nach Athen begleitete und uns bei den Formalitäten in der amerikanischen Botschaft half, wo wir unsere Pässe bekamen – ausgestellt im Namen von Olga, der einzigen, die über achtzehn war. Und an jenem Tag, als sich die Barkasse des

Schiffes näherte, schmolte der alte Mann und weigerte sich, sich mit uns – ein letztes Mal als Griechen – fotografieren zu lassen.

Als unsere Cousins die beiden Koffer auf das Boot hoben und ich jede Hilfe mit meiner Schultasche energisch ablehnte, bemerkte ich, daß die Lippen meines Großvaters unter dem weißen Schnurrbart zu zittern begannen. «Schaut euch den Himmel noch einmal gut an», brummte er. «Den seht ihr nie wieder!»

Ich schaute und sah den wolkenlosen blauen Himmel, der mein ganzes Leben lang über mir gehangen hatte, und fragte mich, wie es wohl wäre, ihn nie wieder zu sehen. Aber ich zögerte nicht, als ich meinen Schwestern auf das Boot folgte. Wir erreichten das Schiff und kletterten die wacklige Leiter hoch aufs Deck, auf dem viele Passagiere in seltsamer, fremd aussehender Kleidung standen.

Während sich das Schiff in Bewegung setzte, beobachtete ich, wie die Gestalt meines Großvaters schrumpfte. Plötzlich winkte er mit dem Spazierstock, den er immer bei sich trug und der aus dem Zweig eines Hartriegelstrauches geschnitzt und von seinen Händen zu dunklem Glanz poliert worden war. Schließlich war es nur noch das wilde Schwenken seines Stockes, das ihn von den anderen Punkten am Hafen unterschied.

Ich steckte die Hände in die Taschen, um unter den Schätzen, die ich bei mir hatte – Amulette, die mich vor der ungewissen Zukunft schützen sollten –, Bestandsaufnahme zu machen. Da war das kreuzförmige Kästchen an einer Kette, das mir meine Mutter im letzten Augenblick unseres Zusammenseins um den Hals gelegt hatte. Es war ihr magischster Besitz gewesen, denn es enthielt den Knochen splitter eines Heiligen, und es war das einzige, was sie mir geben konnte, um mich davor zu bewahren, auf der Flucht erschossen zu werden oder auf eine Landmine zu treten. Ich hatte ihr versprochen, tapfer zu sein, und die kalte Härte des Kreuzes ermutigte mich.

Ich untersuchte die anderen Schätze. Zunächst ein weißes Taschentuch, das mir eine Patin an dem Tag zwischen den Kriegen geschenkt hatte, als sie das Dorf mit ihrem Sohn verließ, um zu ihrem Mann Nassio nach Amerika zu ziehen. Nassio hatte nicht wie mein Vater gezögert. Während wir im Dorf ausgehungert und bombardiert wurden, war sein Sohn in Amerika und spielte zweifellos mit so wunderbaren Spielsachen wie das aufziehbare Flugzeug, das sein Vater ihm einmal geschickt hatte. Ich hatte immer gehofft, meine Patin würde

mir zum Abschied dieses Flugzeug schenken, aber ich bekam das Taschentuch, und jetzt berührte ich es, um mir den Übergang von einer Kultur zur anderen zu erleichtern.

Ich befragte die Rohrpfife, die mein Onkel Andreas mir geschnitzt hatte, als er mir beibrachte, wie man Vogelrufe imitiert. Andreas war der gütigste Mann in meinem Leben gewesen; er war nicht wie mein strenger, jähzorniger Großvater. Onkel Andreas war es, der weinte, als wir das Flüchtlingslager verließen und meine zehnjährige Schwester Fotini zu ihm rannte, um ihn zu trösten, und ihm eine winzige, fast wertlose Münze schenkte, die sie gehortet hatte.

Dann berührten meine Finger etwas Kaltes und Glattes. Ich zog es aus der Tasche. Es war der kleine schwarze Stein, den ich in unserer Fluchtnacht vor unserem Haus aufgehoben hatte, weil meine Mutter mir befohlen hatte, einen hinter mich zu werfen, damit ich niemals an den Ort zurückkehren würde, der uns so viel Leid gebracht hatte. Diesen Stein hatte ich acht Monate in meiner Tasche behalten, und jetzt war es Zeit, ihn ins Meer zu schleudern.

Meine Mutter hatte uns oft erzählt, wie mein Vater, ein umherziehender Kesselflicker von siebzehn Jahren, beim Betreten des Schiffes nach Amerika triumphierend den Fes über die Reling schmiß, den die Männer damals auf Befehl der türkischen Besatzungsmacht in Nordgriechenland als Zeichen ihrer Unterjochung tragen mußten. Als der Fes in den Wellen verschwand, sagte sie, habe sich mein Vater zum ersten Mal im Leben wie ein freier Mann gefühlt.

Jetzt war ich an der Reihe, diesen Stein aus meinem Dorf in dieselbe See zu werfen, damit mich nichts in dieses Land des Krieges und der Hungersnot, der Bomben, Folter und Hinrichtungen zurückziehen würde. Meine Mutter hatte gesagt, ihr Fluch träfe jedes ihrer Kinder, das zurückkäme. Wenn ich den Stein warf, kehrte ich Griechenland unwiderruflich den Rücken und wandte mein Gesicht Amerika zu, wo mein Vater wartete.

Aber der Leichnam meiner Mutter war noch in Griechenland, in der Kirche, nur wenige Meter unterhalb unseres zerstörten Hauses. Man hatte sie die *Amerikana* genannt, und ihr ganzes Leben lang hatte sie von Amerika geträumt, aber nun würde sie unsere Berge nie mehr verlassen. Auch meine Schwester war noch immer irgendwo hinter jenen Bergen.

Es war das einzige Land, das ich kannte, und ich liebte die grausame Schönheit der Bergspitzen, den Klang der Ziegglocken in der dünnen Luft, den Geruch nach Holzfeuer und die alljährliche Verzauberung der grauen Berghänge, wenn die Judasbäume und Wildblumen im Frühling in Osterfarben aufblühen. Es fiel mir nicht schwer, Griechenland zu verlassen, aber trotz der Anweisungen meiner Mutter konnte ich mich nicht überwinden, diesen Stein über Bord zu werfen und mich selbst für immer von meinem Heimatland zu trennen. Es war der einzige Ort, dem ich mich zugehörig gefühlt hatte, bis der Krieg meine Mutter getötet und meine Schwestern und mich wie die Dünung des Meeres hinweggespült hatte, das mich so erschreckte, als ich zum ersten Mal seine unendliche Weite sah.

Ich ließ den Stein wieder in meine Tasche gleiten und wandte mich ab, um meinen Schwestern zu folgen, die die eiserne Treppe in den Bauch des Schiffes hinunterkletterten und wegen des schwindelerregenden Schwankens unter ihren Füßen entsetzt aufschrien.

Bis vor acht Monaten, als wir unser Dorf verließen und den Berg hinabgingen, hatten meine Schwestern und ich kein Gewässer gesehen, das größer als der Mühlenteich war, wo unsere Mutter unsere Kleidung wusch. Die Überquerung des Flusses Kalamas, der die einsamen Dörfer der Murngana-Berge vom Rest der Welt trennte, in einem großen Weidenkorb schwebend, der an einem Kabel und Laufrad hing, kam uns wie ein ungeheures Abenteuer vor. Und bis zum Tag unserer Flucht hatten wir nie ein Motorfahrzeug gesehen. In den Bauch dieses großen eisernen Fisches hinabzusteigen und uns auf eine achtzehntägige Reise auf einem Meer einzulassen, das am Horizont verschwand, schien uns genauso bedenklich wie Orpheus' Abstieg in den Hades.

Der Hafen war noch in Sicht, als sich Olga stöhnend auf eines der schmalen Metallbetten in unserer Kabine warf und verkündete, sie werde die Reise nicht überleben und Amerika nie zu sehen bekommen. Während wir eilig nach einem Eimer suchten, erbrach sie sich auf den Fußboden.

Unsere Dritte-Klasse-Kabine war ein fensterloser Raum tief im Bauch des Schiffes, wo sich das Stampfen der Maschinen wie das Klopfen eines riesigen Herzens anhörte. Doppelstockbetten für zwölf Passagiere säumten die Wände. Ich kletterte in ein oberes Bett und starrte an die Decke. Die eisernen Querstreben über meinem